III. Vom Beten

14.

SIE SEHEN'S NICHT

Wenn einer selbst etwas entbehrt, so gönnt er den anderen das Entbehrte nicht gern. Ihm ist besser zumute, wenn's keiner hat. Und will er noch über die anderen herrschen, so ist es ihm doppelt und dreifach so peinlich: dann versucht er's den anderen einfach zu nehmen, zu verbieten, zu entreissen. Damit werden in der Geschichte tragische Spannungen unvermeidlich.

Wenn man den modernen militanten Gottlosen lauscht, so erhält man oft den Eindruck, dass man es mit Predigern zu tun hat, — mit Predigern der Gottlosigkeit. Nicht bloss, dass es Menschen sind, die eine lebendige Beziehung zu Gott verloren haben, sondern dass diese Menschen ihren Glaubensverlust für eine gewaltige Errungenschaft, für eine „befreiende Wahrheit", für eine „fröhliche Botschaft", kurz, für eine neue Offenbarung halten... Dieser Eindruck ist nicht zufällig, er ist historisch richtig; und wenn man sich auf ihn besinnt, so wird man von einer grossen Wehmut und Sorge erfasst.

Das ist vor allem Wehmut, wie wenn man einen blinden Menschen oder einen Taubstummen sieht, d. h. einen Unglücklichen, der ein notwendiges und wunderbares Organ verloren hat. Dieses Organ erschliesst uns, den übrigen, so vieles in der Welt, so viel Bedeut-

sames, Tiefes, Hehres, man möchte sagen — eine besondere, neue Dimension der Welt und der Dinge. Wir verdanken ihm Unendliches. Und nun gibt es Menschen, die es nicht besitzen, und augenscheinlich gar nicht ahnen, was wir, die übrigen, durch dieses Organ wahrnehmen und erleben. Wehmut, Mitleid ist das erste, was wir dann empfinden. Armer Mensch! Wie erlebt er denn die Welt ohne Gott? Wie trägt er die Lebensleiden? Was versteht er vom Leben und Leiden seiner Mitmenschen? Wie flach, wie hart ihm doch das Weltall erscheinen muss!

Dann regt sich in uns sofort ein dumpfes Gefühl der Verantwortung und der Schuld: wir haben's, er hat's nicht. Wir schauen und sehen, er — nicht. Müssen wir ihm nicht helfen? Haben wir alles oder auch nur etwas getan, damit er dieses Organ nicht verliere oder jedenfalls zurückgewinne? Vielleicht sind wir berufen, wirklich etwas zu tun?...

Nun besinnen wir uns aber darauf, dass er seine Blindheit durchaus für keinen Mangel hält: dieses wunderbare geistige Organ des Glaubens vermisst er gar nicht. Er will es gar nicht besitzen. Und noch mehr: diesen Verlust, diese Entbehrung erlebt er als einen Vorzug, als die Quelle eines „neuen" Lebens und Schaffens. Der Arme hält sich für den Reichen... Den Kranken dünkt, er wäre der gesunde, der neue Mensch, der berufene, — der Mensch der „grossen Zukunft": er wäre „aufgeklärt", wir sässen in der „Finsternis", er müsse uns aufklären, befreien, beglücken. Kurz und gut — er wäre zum Herrschen, wir — zum Gehorchen prädestiniert.

Auf einmal sehen wir ein, dass alles verdreht ist. Ein leiser Schwindel erfasst uns. So etwas erlebt man in schlimmen Träumen: da geht man — rückwärts, man fällt — nach oben, man ist schwer reich — an Tonscherben, man freut sich — an der eigenen geträumten Blindheit... um schliesslich zu erwachen und Gott zu danken, dass es bloss ein Traum war.

So etwas erleben wir auch mit der Predigt der Gottlosen. Wir erwachen gleichsam und sehen vor uns selbstzufriedene, anspruchsvolle Menschen, die uns ihre angebliche „Offenbarung" beibringen wollen und uns im Voraus für „Finsterlinge", für „Sklaven" unseres Glaubens, für „Schädlinge" und schliesslich für ihre Feinde halten. Das klingt etwa so: „Wir, die Gottlosen, sehen keinen Gott und das ist eben das Vortreffliche, das Befreiende. Und ist es Blindheit, so müssen alle blind werden, wie wir. Dann erst werden alle frei und dann beginnt etwas Richtiges. Wir wollen keinen Gott schauen, und ihr, die übrigen, dürfet es auch nicht wollen. Lernt bei uns, denn wir sind die Berufenen..."

Wir wissen wohl, was geschehen wird, wenn ein Blinder einen Blinden leitet, — dann fallen nämlich beide in die Grube. Aber dass blinde Menschen sich anschicken, sehende Menschen zu leiten, scheint uns doch unerhört zu sein. Dann sind Wehmut und Mitleid nicht mehr angebracht. In den Vordergrund tritt das Gefühl der Verantwortung. Wir müssen die richtige Sache verteidigen und das Verdrehte zurechtstellen. Nicht, dass wir den Gottlosen ihre Gottlosigkeit „verbieten"; denn sie sind mit Verbot nicht zu heilen, auch nicht unschädlich zu machen. Freiheit des Glaubens bedeutet auch

innere Freiheit des Nichtglaubens. Zu Gott bekennt man sich nur frei. Aber wir müssen ihre Herausforderung annehmen und beantworten. Wir müssen klar und ruhig beweisen, dass wir schon aufgeklärt sind, weil wir das geistige Licht zu schauen vermögen; dass wir durch dieses Licht und durch unseren Glauben schon befreit sind und keiner neuen angeblichen „Freiheit" bedürfen; dass ihre neue, angebliche „Offenbarung" in Wirklichkeit die Finsternis bedeutet und ins Verderben führt.

Wir, die an Gott glauben, sind gar nicht blind. Wir sehen ja alles, was die Gottlosen sehen, obschon wir es anders deuten und anders werten. Aber darüber hinaus sehen wir noch etwas, unendlich Wichtigeres, Wertvolleres, Tiefes und Heiliges, was sie nicht sehen. Deswegen darf man uns nicht als „Heuchler" oder „Phantasten" bezeichnen. Es wäre schon richtig die „Heuchelei" ganz bei Seite zu lassen; man wird sie in allen Lagern auffinden können. Massgebend seien für uns nur die Aufrichtigen. Aber „Phantasten" sind wir auch gar nicht. Der Phantast schaut in die Leere und ersinnt sich etwas, was gar nicht existiert. Wir stehen aber in lebendiger Beziehung zu Realitäten, die wir nicht zu ersinnen brauchen. Das, was wir dabei erleben, sind auch keine Halluzinationen: die Halluzination ist eben eine Sinnestäuschung; wogegen unsere sinnliche Wahrnehmung ganz nüchtern bleibt und sich nicht täuschen lässt; der Halluzinant ist irre, er träumt im wachen Zustande, er gibt sich mit Trugbildern ab, wogegen wir nichts davon bieten. Kein Irrsinn beherrscht uns, kein Traum, kein Trugbild. Unter den Gläubigen gibt es geniale Gelehrte und Erfinder: es gehören zu

ihnen solche Forscher, wie Kopernikus, Baco von Verulam, Galilei, Kepler, Boyle, Liebig, R. von Mayer, Schleiden, Du Bois Reymond, Fechner und viele andere. Sind das nicht die Schöpfer unserer Wissenschaft? Wann und wo haben sie sich Trugbilder vorgetäuscht? Das sind verantwortungsvolle und nüchterne Meister der Realität, scharfsichtige und scharfsinnige Betrachter; und sie glaubten an Gott. Aus welchem Grunde? Warum? Weil nämlich ihre schauende Erfahrung ihnen nicht bloss die sinnliche Welt, sondern auch die geistigen Gefilde erschloss.

Der wahre Glaube entsteht aus einer eigenartigen, durchaus vollwertigen Erfahrung, nämlich aus der geistigen Erfahrung. Diese Erfahrung hat auch mit Realitäten, jedoch mit nichtsinnlichen Realitäten zu tun. Sie ist weder Taumel noch Schwärmerei. Hier gibt es auch geistige Nüchternheit und geistige Prüfung. Hier gibt es Uebung, Schau und Evidenz. Und wer das alles von vornherein ablehnt und davon nichts wissen will, — der darf auch keine Kritik am Glauben üben.

Was könnte ein Blindgeborener über die Farben einer schönen Blume oder eines herrlichen Kunstgemäldes aussagen? Nichts. Wer wird einem Taubstummen Vertrauen schenken, wenn er Bach und Beethoven ablehnen wird?... Wer sich das geistige Auge ausgestochen hat und kein geistiges Gehör besitzt, der täte besser, über geistige Dinge zu schweigen. Wer ein verschollenes Herz hat, der weiss nichts von Liebe; wie wird er die Liebe des Allerhöchsten wahrnehmen können oder ablehnen dürfen? Wer entsittlicht ist und weder die Macht noch die Seligkeit des

Gewissens kennt, — wie wird er die leiseste Ahnung von der Güte Gottes, von Sünde, Gnade und Erlösung haben können? Wie wird man ihm beibringen, was ein Gebet und zwar ein erhörtes Gebet ist? Wie wird er einsehen können, dass der wahre Glaube nicht aus der Angst entsteht, sondern vielmehr jede Furcht überwindet?

Ja, der wahre Glaube hat mit grossen und herrlichen Realitäten zu tun. Das sind schöpferische Realitäten und keine ersonnenen Existenzen. Und an diesen Realitäten verlernen die Gläubigen die allzumenschliche Angst. Sie lassen sich von ihr auch dann nicht überwältigen, wenn es gilt, für etwas Heiliges auf Erden zu kämpfen oder als Bekenner ins Martyrium zu gehen. Hier wird die Furcht überwunden und der Mensch verlässt das irdische Leben als Sieger.

Diese Realitäten befinden sich auch nicht in einem finsteren Jenseits, wie dies sich die Gottlosen vorstellen. Gott ist auch im Diesseits gegenwärtig, Er gibt sich, Er offenbart sein Wesen; und wir können, dürfen und müssen seinen lebendigen Hauch und seinen Willen überall wahrnehmen. Wo es in der Natur und in der menschlichen Kultur etwas Wahres oder Schönes gibt, — in verborgener Krystallpracht, in organischer Blüte, in Liebe, in Handlung, in Kunst, in Wissenschaft, in Gerechtigkeit, in Recht oder Arbeitsleistung, in schlichter menschlicher Güte — da ist überall Gottes Hand gegenwärtig. Und wo wir uns in seinem Namen versammeln und beten, da ist Er unter uns. Wenn aber die Gottlosen uns fragen, warum wir ihn nicht mit leiblichen Augen sehen, so antworten wir: weil wir eben durchaus nicht halluzinieren und

seine Gegenwart im Geiste, aber nicht leiblich und sinnlich erleben.

So wie die Welt ohne Gott nicht entstanden wäre, so wäre die gesamte menschliche Kultur zusammengebrochen, wenn sie vom Odem Gottes verlassen wäre. Der von Gott verlassene Mensch verliert seine schöpferische Kraft: er wird zum entfesselten, formlosen Lustgeschöpf, das nur zerstören kann und einem elenden Zusammenbruch entgegengeht. Das ist schon in geschichtlichen Tatsachen niedergelegt. Wer Gottlosigkeit predigt, der beschwört ein grosses Unheil herauf: Entfesselung, Erniedrigung, Elend und Qual . . .

Wie wäre es nun möglich, diese unabwendbare Zukunft den Menschen vor die Augen zu führen, die's „nicht haben" und nicht haben wollen? Sie sehen's ja nicht . . .